



Der Westen.

Auch im Osten, Süden und Norden ging eine Schlacht.
Blut sprang wie hier wie Brandung und Gift;
Doch der Krieg ist endlich im Blut verzischt...
Über im Westen ist er schrecklicher aufgewacht.

Wie er verschlammte nach neuen Opfern auftrat!
Frühling, Da froh die Angriffsschlacht feurig empor,
Brüllte mit Mörsern und Flammenwerfern hervor,
Und Sturm der Soldaten, zerhoben, verasta.

Aras hrennt, Paris ist von deutschen Granaten bedroht!
Londos fiebert, umsonst von der Themse umspült!
In Berlin werden die Herzen wie Trichter im Schlachtfeld umwühlt,
Und das blaue Meer um Venedig ist vom Blute rot.

Die Sonne über dem Schlachtfeld stirbt wie ein Rand, kühl, grauam
und kalt!

Bombengeschwader schwärmen voran dem gewaltigen Sturm,
Lote wachsen zusammen zu einem gewaltigen Turm,
Der ist in den lieblosen Himmel getrafft.

Und die Schlacht, die Schlacht im furchtbar grossenden West
Donnert mit dumpfem Gelächter vorbei,
Blut in Granaten und Mienen, in Stürmen von Blut und Geschrei
Und bläst aus feurigen Rüstern Wahnsinn und Pest.

Blauiger Sommer in Purpur und Reife und Pracht,
Mit Leichengebirgen und Massengräbern verzerrt!
Mehr als im glücklichsten Jahr der Mitter schmerzhafter Schoß
Trifft diesen Sommer im Westen die Schlacht. [geblert,
Karl Barthel (im Felde).

Das System Brentano.

Von Adolf Berner.

Lujo Brentano, der alte Kämpfer für den freien Handel, setzt sich in einer temperamentvoll geschriebenen Schrift*) mit den allzuvielen auseinander, die mit billigen Argumenten aus den Kriegserfahrungen die freihändlerische Lehre widerlegen wollen und hinter deren Forderung nach der Selbstgenügsamkeit Deutschlands sich häufig nur die Wünsche von Interessentengruppen verbergen. Diese Sturmläufer, die mit der Parole „Das System Brentano ist zusammengebrochen“ für den Schutzzoll in die Schranken treten, wollen ganz besonders verhindern, daß die Lehren der Unberittenen mit Kathedersozialisten und Freihändlern besetzt werden.

Lujo Brentano hält einem der eifrigsten Auser im Streite, dem Grafen von Soden-Frauenhofen, vor, daß die deutschen Landwirte und Herr v. Soden selbst bis zum Jahre 1878 Freihändler gewesen seien und daß das Statut der agrarischen Steuer- und Wirtschaftsreformer im § 3 erklärte: „Auf der Grundlage des Freihandels stehend, sind wir Gegner der Schutzzölle.“

Bei der Freiheit der Wissenschaft, wie Graf Soden sie meint, hätte also bis 1878 der Professor der Volkswirtschaftslehre frei-

händler sein müssen, um nach der Veröffentlichung des Schreibens des Fürsten Bismarck vom 15. Dezember 1878 umzufallen. Damit soll die Volkswirtschaftslehre herabgedrückt werden auf die Stellung des Redakteurs jener vom Freiherrn von Stumm ausgehaltenen Zeitung, von dem er verlangt hat, daß er einschwenke wie ein Feldwebel.

Lujo Brentano rechtfertigt in dem ersten Teile seiner Schrift den Kathedersozialismus. Nur der von den Kathedersozialisten so warm empfohlenen Fürsorge des Staates sei es zu verdanken gewesen, daß die deutschen Arbeiter im kritischen August 1914 empfunden hätten, daß sie von dem Siege der Feinde etwas zu verlieren haben. So groß die Bedeutung der Sozialpolitik für das Gedeihen und Blühen Deutschlands auch ist, so haben doch die persönlichen Erinnerungen Brentanos an die Zeit, da es galt, die primitivsten sozialpolitischen Ansprüche zu verteidigen, nicht jenes Interesse gefunden, wie die von ihm entworfenen handelspolitischen Versäufnisse. Denn das ist das Feld, auf dem die Geister scharf aufeinanderplagen, wo die größten Interessen einander widerstreiten.

Brentano verteidigt den Freihandel. Hätte sich der Freihandel auf der ganzen Welt hegareich durchgesetzt, wäre er nicht von einer neuen Wera des Merkantilismus, der stets neue Handelskriege herausbeschwört, abgelöst worden, so wäre auch der tobende Weltkrieg nicht ausgebrochen. England selbst, das Land, in dem der Freihandel seinen relativ vollkommensten Triumph feierte, habe nicht die letzten Konsequenzen aus seinen Lehren gezogen. Keine englische Regierung habe auf das Seebeuterecht verzichtet. Das Seebeuterecht weckt aber den Wunsch nach der in der Selbstbefriedigung gelegenen Unabhängigkeit von England und regt zur Einführung von Schutzzöllen an. Der bekannte Vorkämpfer des Freihandels, Cobden, hat am 10. April 1862 dem Präsidenten der Handelskammer von Manchester geschrieben, daß die Freiheit der Meere ein ergänzender Teil des Freihandels sei. Unter der Freiheit der Meere aber hat Cobden verstanden:

1. Beseitigung des Seebeuterechts in Kriegszeiten;
2. Beschränkung der Blockaden auf Arsenal- und Soldatstädte, die gleichzeitig von der Landseite besetzt werden, mit Ausnahme von Waren, die Kriegskonterbande sind;
3. Beseitigung des Visitationrechts der Schiffe von Neutralen in Kriegszeiten.

Wie England gegen den Freihandel sündigte, indem es an dem Seebeuterecht festhielt, so Frankreich durch seine Kolonialpolitik, die andere Nationen grundsätzlich benachteiligte und am liebsten aus jedem Gebiete, über dem die französische Flagge wehte, verbannt hätte. In Deutschland wurde seit 1878 das Schutzzollsystem immer mehr ausgebaut, unter dessen Herrschaft sich mächtige Kartelle entwickelten, die die hohen Preise des Inlandes zu einem Schleudermittelwerb im Auslande mißbrauchten. Die Spezialisierung des deutschen Zolltarifs hat der allgemeinen Weisbegünstigungsklausel viel von ihrem Inhalt genommen und dadurch besonders in Frankreich die deutsch-feindliche Agitation belebt und zu Völkischen Anlaß gegeben. So sei die Disposition für den Weltkrieg geschaffen worden.

Am beweiskräftigsten ist die Argumentation Brentanos dort, wo er sich gegen die Behauptung lehrt, die durch die vielfache Wiederholung doch nicht wahr wird, daß das Schutzzollsystem Deutschlands Selbstbefriedigung verbürgt habe. Die tägliche Erfahrung in der Kriegszeit lehrt das Gegenteil. Wenn Deutschland Getreide ausführen konnte, so nur deshalb, weil es die Erzeugung anderer nicht minder wichtiger Artikel vernachlässigte und sich auf die

Einfuhr verließ. Die große Leistungsfähigkeit der deutschen Viehzucht sei der Einfuhr von Kraftfuttermitteln, die des Ackerbaues der Zuwanderung ausländischer Arbeiter zu danken gewesen. Es sei auch falsch, die hohe militärische Tauglichkeitsziffer der Landbevölkerung als einen Beweis für die Notwendigkeit ihres besonderen Schutzes anzuführen. Denn im Kriege kommt es nicht auf die relative Tauglichkeitsziffer, sondern auf die absolute an, d. h. auf die Menge der überhaupt verfügbaren Männer. Niemals hätte aber ein vorzüglich Landwirtschaft treibender Staat die gewaltigen Millionenheere ins Feld stellen können, die der Industriestaat Deutschland ausgeben hat. Wie sehr sich auch die berufensten militärischen Sachverständigen über diese Tatsache täuschten, beweist ein Zitat aus einem Aufsatze des verstorbenen Generalstabschefs Grafen Schlieffen.

Der Fabrikarbeiter, der gewohnt ist, morgens den Arbeitsplatz abends sein Heim auf dem Rade aufzusuchen, wird schwerlich mit Waffen, Munition und Tornister beladen, täglich 30-40 Kilometer zurückzulegen vermögen. Landwehr und Landsturm, Territorialarmee und Reserve der Territorialarmee, werden nur in sehr beschränktem und bedingtem Maße dem Volk in Waffen zugeführt werden können.

Nach diesen Darlegungen darf es nicht wundernehmen, daß Lujo Brentano auch für die Zukunft in dem Freihandel eine der wichtigsten Friedensbürgschaften erblickt. Mit scharf akzentuierten Worten wendet er sich gegen die mitteleuropäische Idee, deren bloße Propaganda unheilvoll gewirkt habe.

Der Gedanke eines sich selbst genügenden Mitteleuropas hat schon vor seiner Verwirklichung nicht genug zu Befragende Folgen gezeitigt und würde, wenn verwirklicht, unsagbares Leid über die Welt bringen. Unsere Feinde haben nämlich darauf in der Pariser Wirtschaftskonferenz vom 14. bis 17. Juni 1916 geantwortet, auf welcher beschlossen wurde, dem mitteleuropäischen Zollverein, der sich von der Nordsee bis zum Persischen Meerbusen erstrecken soll, einen Wirtschaftsbund der europäischen Handelsländer ungefähr in der gleichen Richtung entgegenzustellen. Aber was weit schlimmer ist, der Gedanke eines sich selbst genügenden Mitteleuropas hat zur Verlängerung des Krieges wesentlich beigetragen und damit schon jetzt Tausenden das Leben gekostet und Millionen von Wertigen Vernichtung gebracht: Er hat nämlich bei Wilsons Erklärung des Kriegszustandes mit Deutschland eine erhebliche Rolle gespielt.

Die Bedenken gegen Mitteleuropa sind, wie eine vielfältige Erfahrung lehrt, seit dem Erscheinen des Raumannschen Buches in der Tat nicht geringer geworden. Allein, es muß grundsätzlich darauf hingewiesen werden, daß Mitteleuropa sich nur durch einen freiwilligen Zusammenschluß verwirklicht, doch gegen einen solchen viele Einwände wegfallen, und daß schließlich die praktische Gestaltung des mitteleuropäischen Zoll- und Handelsvereins dafür entscheidend wäre, ob die Kampfstellung der Entente dagegen berechtigt ist. Brentano selbst schildert, mit welcher Gründlichkeit und welchem Nachdruck die Alliierten den Wirtschaftskrieg gegen Deutschland führen; der Verdacht liegt nahe, daß Feinde mit solcher feilscher Disposition den Gedanken Mitteleuropas nur aufgreifen, um sich selbst zu rechtfertigen.

Lujo Brentano plädiert für den Freihandel nach dem Kriege. Aber es ist durchaus ungewiß, ob nach dem Kriege die alten Unterscheidungsformeln zwischen Schutzzoll und Freihandel noch Geltung haben. Im Kriege selbst ist der Außenhandel unter staatliche Kontrolle gestellt worden und können diese Bindungen auch gelockert werden, so werden sie doch nicht verschwinden. Nicht davon wird die Sicherung des Friedens abhängen, ob Schutzzoll oder Freihandel triumphie-

Der Musikant.

Skizze aus dem Alpenkrieg von Dr. G. Renfer.

Da wir in dem einsamen Kärntner Hochtal saßen, eingebettet in halbdunkle Kavernen, lag zu unseren Füßen ein zerstückeltes Bauernhöflein.

Zu dem stieg ich eines Morgens hinab, von unserer Höhlenwand über Geröll und Krummholz auf den weichen Teppich der Wiesen. Um das Dörflein war ein Kordon tiefer Trichter gezogen, der Boden aufgeschicht und gemarkiert von den wütenden Schlägen der Granaten. Der Schritt hallte pochend und schwer durch die einsige Dorfstraße, und während streifte der Nagelschuh die rostigen Erdfässer, die wie rote Rosen am Boden lagen. Die Kirche war verschont geblieben, doch im Kreise um sie waren die Granaten durch den Gottesacker gefurcht, hatten die Gräber zerpflegt, die morschen Knochen aufgewühlt und über Land getragen. Vom Hügel einer unbesetzten Grabstätte glänzte eine Schädeldecke wie Eisenblech.

In der Kirchenhalle standen noch Bänke und auf vergilbten Zetteln die Namen ihrer Sigren, die jetzt irgendwo in der Fremde das Brot der Heimatlosen essen mochten.

Da glitt ein leiser Ton wie ferner Windhauch durch den Raum, als ob draußen der Alpensturm um die Mauern strich. Und gleich darauf brauste es in einem vollen Akkord von der Empore herab — die Orgel begann zu singen. Wie ein mächtiger Aufruf löste sich ein Viellohng noch dem andern, bis zum Ende ein leiser Chor als brünstiges Beten das Präludium schloß. Wer war der unsichtbare Spieler? Ich stieg behutsam die steile, knarrende Treppe zum Chore hinauf und fand einen Soldaten, mit dem Gesicht über den Tischen liegend, an der Orgel.

„Wo haben Sie das her, was Sie eben spielten?“
Der Träumer fuhr auf und wollte „stamm machen“.
„Neh gehorjamsch, das war so eine Spintisterrerei — was man sich halt selbst denkt.“
„Es denken nicht viele so schon,“ meinte ich. „Sind Sie Berufsmusiker?“

„Ja und nein! Ich bin Mehner, Organist und Kirchengänger im Kloster St. Peter in Unterfarnen. Weiterstudieren auf dem Gymnasium habe ich nicht können, weiß Geld nicht lange — da bin ich dort untergekommen. Und jetzt im Felde muß man halt die Musik suchen, wo man's findet.“

„Aber hier sollten Sie nicht spielen, nicht um diese Zeit. Nachmittags schmeißen die Kugelmacher stets ein paar Achtundzwanziger in dieses gerstörte Dorf.“

„Ich habe sonst keine Zeit — und ich mein“, für die Musik muß man schon was riskieren.“

„Bitte, spielen Sie doch noch etwas.“

Der Soldat — es war ein Korporal — rief hinter die Orgel: „Gruber, lauch wieder an!“ „Zu Befehl.“ Und ächzend setzte sich der Feilhalb wieder in Bewegung, aus dem armen Instrument aber quoll der „Wach auf!“-Chor aus den Meisterstimmern hervor, aus dessen Thema ein schwermütiges Denken und Grübeln entstand. Doch da durchschneit draußen ein heulender Ton die Stille, und gleich darauf zitterte die Kirche in ihren Grundfesten. Die Italiener begannen ihr Nachmittagsvergnügen, die zwecklose Beschickung des Dorfes. Da brachen wir den feiertägigen Gottesdienst ab und liefen wiekmanz zur nächsten Felsgrötte.

Noch manche Stunde habe ich bei dem Korporal am Orgelpult in der Dorfkirche verbracht. Dann beorderte mich höherer Befehl aus dem Tafe fort, und dem Organisten von St. Peter konnte ich nicht einmal Ade sagen.

Eine Inspektionswanderung führte mich nach einiger Zeit auf einen Gipfel dieses Berggebietes. Eben, das wußte ich, hauchte ein Korporal mit zehn Mann, einsame Bergkrieger auf vorgeschobenem Posten, fast dreitausend Meter über dem Meere. Des Abends lobte der Gipfel wie eine Fadel ins Land und nächstens sah man das Lichtlein der Kaverne ins Tal schimmern. Namen schlecht Wetter, Lawinen und Blüdgefahr, dann war die kleine Schar von der Welt abgeschnitten. Als ich mich dem Gipfel näherte, klang das Juchzen und Trillern eines Weigs in die stille Bergweite. Da wußte ich, wen ich da oben treffen würde.

Der Organist von St. Peter sah vor der Kaverne, um ihn im

Reife Leute, ernste, fernerbrannte Kärntner Schützen, hockten auf den Felsen, hielten ihr Weislein im Munde und lauschten. Der junge Korporal aber stand wie ein Hohepriester seiner Kunst unter ihnen, den Kopf versonnen auf sein Instrument geneigt und die Augen starr in die Ferne gehöhrt, wo aus den grünen Flächen des Karstes der blaumantne Teppich der Adria heraufschimmerte.

„So geb ich den Leuten das Bissel, das ich habe,“ erklärte er mir, als die erste Ueberraschung des Wiedersehens vorbei war. „Die Einsamkeit da zwischen Himmel und Erde ist schrecklich; nur die Augen wissen noch, daß es ein Tal gibt. Und vom Kriege hören wir nur das Schießen und Singen der Granaten, die über uns ins Weisliche fliegen. Da träuben“, er wies mit der Hand auf die Bergwand jenseits des Karzes, „da hoch die malische Besatzung und der ist gerade so da wie uns. Zeitweise schießen wir ein wenig hin und wider, ohne was zu treffen, und des Nachts werfen wir Leuchtraketen in die Luft. Die Posten sehen dort am Grat, aber über die Wand kommt der Malische ebensowenig hinauf wie wir hinab.“

„Und da geigen Sie den Leuten zur Unterhaltung was vor?“

„Na, grad nicht immer zur Unterhaltung.“ lächelte er verlegen. „Jeden Abend halt ich eben Musikstunde.“

„Was, Musikstunde? Lehren Sie denn die Mannschaft Weige spielen“, fragte ich.

„Das gerade nicht. Aber ich erzähl' ihnen ein wenig, so der Reihe nach, von den großen Meistern, spiel ihnen dann was vor von denen, die wir gerade besprochen — so viel ich selbst kann, und sag' ihnen, wie das anders ist als jenes, was dem einen zu eigen ist.“

„Die Stilleigentümlichkeiten meinen Sie.“

„Ja, ja — ich habe die Hochanddrücke schon alle wieder ver-gessen. Wie ich's selbst fühl', so sag' ich's halt. Immer des Abends, wenn draußen der kalte Bergwind geht und in der Kaverne das Feuer gemächlich brennt, halten wir Musikstunde.“

Der Winter war in die Berge gekommen und hatte den Krieg mit seinen weißen Tagen erstickt. Durch die Schneedeckel

ren, sondern davon, welche Klassen im Staate das Steuer führen und wie weit die Bändigung der ungezügelter anarchischen Wirtschaftskräfte unter die ordnende Gewalt des Staates gelingt.

Die Berliner Begabenschulen.*

Seit wenigen Jahren steht das Problem der Begabtenförderung im Mittelpunkt nicht nur der pädagogischen Erörterungen, sondern des öffentlichen Interesses überhaupt. Die alte pädagogische und sozialistische Forderung, daß allen Schülern, besonders natürlich den Begabten, gleichmäßig, ob ihre Eltern demütig oder mittellos seien, die Möglichkeit geschaffen werde, im Leben einmal die Stelle zu erreichen, die ihnen zukommt, ist durch die Not des Krieges zu einer nationalen Lebensnotwendigkeit geworden, die gebieterisch Erfüllung befiehlt. Wir müssen Menschenökonomie treiben auch in der Bildungspolitik. Deshalb sind in den letzten Jahren mancherlei Bestrebungen in Gang gekommen und Einrichtungen geschaffen worden, die speziell die Förderung der Begabten zum Ziele haben. Es ist das Verdienst der Berliner Schulverwaltung, als eine der ersten durch die Errichtung von Begabenschulen wesentlich, wenn auch nur noch einer ganz bestimmten Richtung hin, an der praktischen Lösung dieses Problems mitgearbeitet zu haben. Sie tat dies, indem sie ein Gymnasium, eine Realschule und eine Mädchenschule in höhere Schulen für hochbegabte Gemeindeschüler umwandelte, für die als einzige Aufnahmebedingung überragende Begabung gilt.

Die Berliner Begabenschulen, die erst im Jahre 1917 errichtet wurden, sind Bildungsinstitute für Knaben und Mädchen, die sieben Jahre die Volksschule besucht, dort sich als hervorragend begabt erwiesen haben, und nun in einem Lehrgang von sechs Jahren zum Studium vorbereitet werden sollen. Die Schüler, die in diese Schulen aufgenommen werden, erhalten nicht nur Freischule und freie Lehrmittel, sondern bei Bedürftigkeit vom zweiten Schuljahr an auch noch eine jährliche Unterhaltsbeihilfe von 300 M. Gerade durch diese Unterhaltsbeihilfe wird es den Unbemittelten überhaupt erst möglich, ihr Kind der Anstalt zuzuführen. Geht ihnen doch außerdem schon der Arbeitsverdienst ihres Kindes verloren, mit dem im Haushalt der unteren Schichten sonst schon gerettet wird. Bei den gegenwärtigen Löhnsverhältnissen wird natürlich auch dieser Unterhaltsbeitrag manchen armen Familien noch nicht genügen, um ihr Kind auf die Begabenschule schicken zu können. Diesen Arreife wird man da also noch weitgehend helfen müssen, indem Gemeinde oder Staat die vollen Unterhaltskosten etwa durch Einrichtung von Schulstipendien übernehmen. Es bedeutet aber auf jeden Fall eine soziale Tat, daß man in Konsequenz des ethischen Grundgedankens der Begabtenförderung die prinzipielle Notwendigkeit des Unterhaltsbeitrags anerkennt hat.

Wie gelangt nun ein Kind in die Begabenschule? In der kapitalistischen Gesellschaftsordnung ist es natürlich unmöglich, alle begabten Gemeindeschüler in die neue Schule aufzunehmen. Dazu reichen die Mittel nicht. Man muß also eine Auswahl treffen. Zur die Begabtesten unter den Begabten sollen in die Schule aufgenommen werden, denn sie ist ausdrücklich nur für ganz hochbegabte Schüler bestimmt. Wie will man diese nun herausfinden? Die Schulzeugnisse können für die Begabtenauslese keine genügende Grundlage abgeben, weil für ihr Zustandekommen allein der Gesichtspunkt der Schulleistung maßgebend ist. Ein Schüler kann aber vortreffliche Schulleistungen, die ja heute nur auf Grund einer Kenntnisprüfung festgestellt werden, aufzuweisen haben, und braucht doch in seiner Begabung die Durchschnittsnorm nicht wesentlich zu überschreiten. Höhe der Begabung und der Schulleistung stehen nicht in einer notwendigen Beziehung zueinander. Die Tatsache, daß große Männer oft schlechte Schüler waren, ist ja allgemein bekannt. Erhöht wird die Begabtenauslese auf Grund der Schulzeugnisse weiterhin dadurch, daß all die Knaben und Mädchen, die Begabenschulen zur Aufnahme empfohlen werden, die besten Zeugnissen ihrer Schulen besitzen, also all der Schulleistung nach den gleichen Rang einnehmen. Wie soll man da schließlich auf Grund der Schulzeugnisse zu einer Auswahl kommen? Endlich ist auch zu bedenken, daß die Schulzeugnisse objektiv doch nicht gleichwertig sind, da die Maßstäbe, welche die Hunderte von Lehrern zur Beurteilung des Begabungsgrades ihrer Schüler anwenden, niemals völlig miteinander übereinstimmen dürfen, indem der eine Lehrer auf diese, der andere auf jene Art der Begabung das Hauptgewicht legen wird.

Man sieht sich deshalb vor die Aufgabe gestellt, nach einer Methode zu suchen, die nicht nur eine möglichst objektive Abgabe von Begabungsurteilen über die Prüflinge, sondern auch die Ableitung einer hinreichend fein abgestuften Tala der Begabungsgrade ermöglicht und endlich auch eine nachprüfbare Begründung für die Beurteilung zu geben gestattet. Unter Benutzung der bisherigen Ergebnisse und Methoden der experimentellen Psychologie glaubten nun die Herren Moede und Piarowski eine solche Untersuchungs- methode gefunden zu haben, die von ihnen dann auch zum Zwecke wissenschaftlicher Begabungsanalyse auf die jetzt 300 Schüler angewandt worden ist. Die von Lehrern und Rektoren zur Aufnahme

in Begabenschulen angemeldet waren. Die experimentelle Untersuchung bedarf nur auf intellektuelle Hauptleistungen des Bewußtseins. Untersuchungen wurden: Aufmerksamkeit, Gedächtnis, Beobachtungs-, Konzentrations-, Kombinations-, Begriffs- und Urteilssfähigkeit.

Eine Tageszeitung ist nicht der Ort, die leitenden wissenschaftlichen Gesichtspunkte, nach denen das psychologische Analyseverfahren geschah, und das Verfahren selbst eingehend wissenschaftlich zu formulieren. Wir können nicht nur den bei der Aufstellung und Durchführung dieses Untersuchungsprogramms bemernten enormen Fleiß und die ungeheure Mühsamkeit, sondern auch den Geist vortrefflicher Wissenschaftlichkeit, der ihm zugrunde liegt, wüßig an. Wir geben weiter gern zu, daß durch die Untersuchungsergebnisse ein recht beachtenswertes Material für den Ausbau einer wissenschaftlichen Begabungslehre zutage gefördert wurde, können und aber nicht der von den Begründern dieser Methode vertretenen Ansicht anhängen, daß ihre Methode untrüglich sei. Neben vielen anderen Gründen veranlaßt uns zu dieser Ansicht auch die Überzeugung, daß die experimentelle Begabtenauslese nur ein Teilgebiet der wissenschaftlichen Begabungsforschung darstellt, das durch andere Methoden und unter besondere Berücksichtigung der biologischen und sozialen Bedingungen der Begabung ausgebaut und ergänzt werden muß. Gerade das biologisch-soziologische Moment ist in der modernen Begabungsforschung noch gar nicht gebührend berücksichtigt. Solange aber das nicht geschieht, erhebt sich die einseitig experimentell-psychologisch orientierte Begabtenauslese doch nicht so hochhaltig, wie den um den Ausbau dieser Methode zweifellos recht verdienstvollen Leitern der Berliner Begabtenauslese.

Was hilft aber schließlich alle noch so gut ausgearbeitete psychologische Begabtenauslese und Berufsberatung, deren Hauptziel es doch ist, den rechten Mann an die rechte Stelle zu bringen, wenn die gegenwärtige Organisation des höheren Schulwesens es doch immer wieder zuläßt, daß dieses Streben durchkreuzt werden kann, indem z. B. auch Unbegabte, wenn ihre Eltern nur über die nötigen Mittel verfügen, sich die gleichen Berechtigungen erkämpfen können, die eigentlich nur den Begabten zukommen. Solange eben nicht alle unsere höheren Schulen Begabenschulen sind, solange es ferner Vermögensverhältnisse, soziale Verhältnisse, Familienbeziehung usw. auch den weniger Begabten ermöglichen, an dieselbe Stelle oder gar an bessere Stellen zu kommen, als der Hochbegabte aus ärmlichen und niederen Schichten, ist das große soziale Ziel, den rechten Mann an die rechte Stelle zu bringen, nicht zu erreichen. Ja, vom sozialen Standpunkt aus betrachtet, bedeutet diese strenge Begabtenauslese der Schüler aus den niederen Ständen für diese letzten Endes geradezu eine Ungerechtigkeit, indem man von ihnen für den Eintritt in die höheren Schulen das Vorhandensein von Begabungen verlangt, wie sie nur die allerwenigsten der Durchschnittsbesucher höherer Schulen besitzen. Man mag sich doch einmal den Gegenstand und unterwerfe die Schüler der mittleren Klassen einer höheren Schule denselben Prüfungsbedingungen. Man würde Wunder erleben. Warum dürfen diese vielen Schwachen und Unbegabten aber die höheren Schulen besuchen, ohne ihre Befähigung dazu in derselben Weise nachzuweisen zu haben? Der oberste Kultusminister hätte nicht so unrecht, als er vor mehreren Tagen sagte: „Der Aufstieg der vielen, vielen Unfähigen ist ein weit stärkeres Übel für die Allgemeinheit, als wenn der eine oder andere hervorragende Kopf aus äußeren Gründen nicht zum Aufstieg kommt.“ Gerade solche soziologischen Betrachtungen zeigen uns, wie die an sich gewiß sehr zu begrüßende und zweifellos in der Richtung des Fortschritts liegende Begründung der Berliner Begabenschulen doch erst eine Teillösung des großen Problems der Schulreform darstellt. Was sie bringt, ist lediglich eine Erleichterung des Uebergangs von der Volksschule zum Studium.

Die Begabenschulen stellen aber auch in ihrer Organisation und in ihren Lehrplänen keinen neuen Schultyp dar. Die Kinder werden hier, ja wahrscheinlich noch in verstärkter Maße, denselben Leistungsanforderungen unterworfen, wie es eben an unseren höheren Schulen zu finden ist. Der Unterrichts-Materialismus herrscht auch in der Begabenschule vor. Man wäre doch gerade hier einmal Gelegenheit zu einer großzügigen Unterrichtsreform gegeben gewesen. Die Lehrpläne lassen aber nichts davon erkennen. Stoffülle, Wort- und Verdrill auch hier, wie wo anders. Was nützen aber da die schon angebotenen Methoden zur Feststellung der verschiedenen Arten und Grade der Begabungen, wozu dann der ganze kostspielige Apparat, wenn nachher schließlich alle doch über einen Stamm gehören werden, von allen die Bewältigung des gleichen Stoffes verlangt wird? Wozu dann bloß der ganze Aufwand an Sachwissen, Arbeit und Zeit, wenn die Ergebnisse nicht auch für den Unterricht benutzt werden? Ist es denn in Deutschland gar nicht möglich, sich endlich einmal von dem Phantom der sogenannten allgemeinen Bildung, der Vorstellung, daß nur ein lebendes Konversationslexikon den Anspruch auf Bildung habe, zu befreien? Wir glaubten unter „Begabenschulen“ solche Bildungsinstitute vordringen zu müssen, wo die Eigenart der Begabung die Grundlage aller unterrichtlichen Arbeit ist, wo also nicht der sprachlich oder mathematisch wenig oder gar nicht Begabte zu den gleichen Studien wie sein geistiger Antipode verpflichtet ist. In diesem Sinne können aber die neugründenden Schulen den Ehrenstitel „Begabenschulen“ nicht führen zu wollen. Das ist vom Standpunkte einer wirklich konsequenten und großzügigen Schulreform recht bedauerlich.

Uebrigens besteht die große Gefahr, daß durch die einseitige Beschäftigung mit dem Problem der Begabtenförderung, was noch

* Moede, Piarowski, Wolff: Die Berliner Begabenschulen, ihre Organisation und die experimentellen Methoden der Schülerauswahl. Hermann Feber u. Söhne, Langensalza, 1918.

zeitweise Gewehr, und an besonders schönen Tagen verpuffen schloß ein paar Granaten im Tal. Die Befragung des Gipfels war in eine tiefer gelegene Kaverne gesiedelt, nur der junge Korporal verblieb auf seinem hohen Thron, in dem Feldloch unter der Hand. Der Befehl war, den Berg zu hüten und zu halten. So stellte er an den Eingängen der unteren Schluchten seine Wachen auf, er selbst schritt Nacht für Nacht die windumhüllte Gipfelkante ab und lagte ins Kar, aus dem der Gegner zu dem Bergband hätte emporsteigen können. Einzig der Telephondraht bildete seine Verbindung mit der Welt. — Eines Abends hörte der Korporal um die Gipfel und warf Schwaden von schwarzem, dichtem Schnee über die Berge. Und in den Wänden und Schluchten rauschte es, dennetzte und brüllte auf. Lämmer! Da schrie in der Talstellung am Fuß des Berges das Telephon. Der Korporal vom Berge rief an.

„Eine Lawine ist niedergegangen und hat den Eingang verschüttet. Ich kann mich nicht durchgraben — die Schicht scheint meterdick.“

„Rufen Sie sofort die Zwischenstation an, die Ihnen am nächsten ist.“ Das waren jene zehn Mann, deren Kommandant der Korporal war. „Hab ich schon getan. Sie wollen versuchen und zu mir kommen. Ich glaube aber nicht, daß es geben wird — die Lawinen fließen wie Wähe von den Felsen. Ein Wunder, daß der Telephondraht nicht gerissen ist.“

„Eine Weile säuwig der Apparat wieder — die unten in der Talstation aber wußten, daß sie mit einem Totgeweihten sprachen, wenn es ihm nicht gelang, sich durchzugraben. Das war eine lange Stunde, da die Offiziere und Unteroffiziere in der kleinen Telephonzelle mariniert, bis der Apparat wieder Kunde gab. Endlich! „Ich komme nicht durch — der Fels ist glashart, und die Schaufel ist mir schon abgebrochen.“

„Graben Sie mit Pikel, mit Gewehr — die andern werden sicher kommen.“

Da klang des jungen Menschen Stimme frohlockend aus dem Hörer.

„Die andern werden nicht kommen, sie können's nicht. Und ich habe keine Lust mehr — schon liegt's mir wie Steine auf der Brust. Herr Oberleutnant, es geht ans Sterben —“

„Nicht doch, verlieren Sie nicht den Mut!“
„Wegen dem Sterben den Mut verlieren?“ Ein herbes Lachen klang durch den Draht von den großen Höhen nieder ins Tal. „Ich will mir meine letzte Stunde schon machen — ich werde meine Geige holen.“

Den Hörer muß der Korporal wohl nicht wieder angehängt haben — wie fernes Eisenklingen klang Musik aus ihm, so unirdisch wie der Märchenklang einer Feolsharfe. Nicht daß der sterbende Geiger oben besser denn je gespielt hätte! Aber das leise Singen des Windes verwebte die Töne zu fremden Klängen, die aus einer andern Welt zu kommen schienen. Kein Gruß, kein Abschiedswort von dem, der stets für sich und allein gewesen war und nun allein sein Gedächtnis sang. Das klang hin wie im Traum, verjüngt und ausgleichend mit dem bitteren Sterben, das da oben bald kommen mußte. Und im Tal nahm einer nach dem andern der harten Bergsteiger den Hörer und hörte mit zuckendem Gesicht des sterbenden Kameraden Abschiedslied. Bis es plötzlich riß, unvermittelt und jäh, als hätte ihm einer den Felsen aus der Hand geworfen. Nur der Wind sauste in kreischenden Intervallen, mit Pfeifen und Rischen im Draht, der durch Nacht und Schneesturm zur Tiefe lief.

Acht Tage lang brausten die Lawinen nieder und sperrten Freund und Feind den Weg zu den Bergen. Dann ward es hell, und da stiegen die zehn Gezeiten von der mittleren Kaverne hinauf, um ihren toten Kommandanten zu holen. Dort haben sie gruben und haben müssen, bis sie durch den Wall von Schnee und Eis in das Felsgemach drangen. Auf dem ärmlichen Feitschenlager lag er als ob er schliefte. Nur die Geige hielt er in der Hand; der Felsen war ihm entfallen. —

Unter der Hand, wo des Sommers Gelwäch leuchten und grüne Moospolster schwellen, steht ein einsam Grab. Auf das Kreuz von Rindenholz schreiben ungelente Hände den Namen des jungen Russen und darunter: Hier liegt ein braver österreichischer Soldat, einsam im Schnee gestorben, als der große Krieg in den Bergen war!

berückt wird durch die einseitig experimentell-psychologische Behandlung der Begabtenförderung, das Interesse an den großen Problemen der gesamten Schulreform in den Hintergrund gedrückt wird. Denn was uns nützt, ist nicht die Schaffung eines neuen Schultypus, sondern gründliche Reform der gesamten Bildungsweises, eine Umgestaltung in der Art und mit dem Ziele, daß jedem Kind, nicht nur den sogenannten Hochbegabten, die Wege zu derjenigen Schulbahn freigelegt werden, die seiner Begabungsart und seinem Begabungsgrade entspricht. Alles andere ist und bleibt nur Fiktion. Wir wollen aber gegenüber den bürgerlichen Schulreformen nicht ungerührt sein. Sie können nichts anderes als Nickerer treiben, weil sie die Grundbedingung zu jeder gründlichen und großzügigen Schulreform ablehnen, die notwendige wirtschaftliche, politische und soziale Umgestaltung unserer Gesellschaft. Nicht nur aus sozialistischen, sondern allen konsequent denkenden Pädagogen ist wohl klar, daß eine reifliche Lösung des komplizierten Schulreformproblems erst mit und in einer sozialistisch organisierten Gesellschaft gegeben werden kann.

Endlich soll noch auf eine andere große Gefahr hingewiesen werden, die der Arbeiterklasse im besonderen durch die Ueberforderungen ihres intellektuellen und begabtesten Nachwuchses mittels der sogenannten Begabenschulen in die oberen Berufs- und Gesellschaftsschichten droht, indem man ihr dadurch, wie das Hauptlehrer G. Fried am Schluß seines ausgezeichneten Aufsatzes „Zum Aufstiege der Begabten“ in Heft 10 der „Klasse“ so eindringlich dargestellt hat, die zukünftigen Führerpersönlichkeiten entzieht und sie dem Staatsbeamtentum zuführt. Da gilt es also die Augen offen zu halten. Gleichzeitig legt uns aber diese drohende Gefahr die erste Pflicht auf, in viel intensiverer und gründlicherer und vor allem den Forderungen eines wirklich modernen Pädagogik besser entsprechenden Form als das bisher geschehen, für die Ausbildung und Förderung unserer geistigen Nachwuchses zu sorgen, damit er unseren Reichen nicht verloren gebe.

Magister.

Kriegsgefangen.

Einem unbefangenen russischen Soldaten zu eigen.

Das Motiv dieser Szene ist nicht eigentlich literarisch, sondern zeichnerisch, ein paar sehr feine, sehr schmerzliche Linien in Weiß und Schwarz, vielleicht sogar nur musikalisch, voller Akkorde in D-Moll und A-Dur, — weil es so ganz ansonstendliches ist. Und doch will ich diese Szene schreiben, weil ihre Gefühlskategorie mich nicht mehr loslassen wollen, weil mich dieser rasende Schmerz gleichsam verheißt hat wie ein Hund eine Wildschaf.

Dobe weißgelackte Bretterwände einer Krankenanstalt in Frankreich. Draßer weißblau und hell, wie weißglühender Stahl, der Himmel, diese Kuppel, in die alle Laute des Sommertags fallen. Mit schwarzen Soldaten geschottet der Hof, Chiorfall drüber gepflicht. Wie der alte Kaiser Schindelführer auf dem Nippsel heißer Städte liegen die Fagen auf dem Schwarz, das Hitze faul. Alles zwischen Himmel und Erde ist so unwirklich, nur: so sehr weiß und so sehr schwarz der Hof, so sehr weiß und so sehr schwarz das Sonnenlicht. Und über all dem, wie das ewige Wehen der Weilen über Hochsommerwiesen, das Rumperumbum der Kanonen. Aus einer Hoherbarade stolpert ein russischer Soldat. In seinem Gang ist das Tänzergische der Hoffenden tot, seine Schultern hängen, unglückliche Hatten im selben Gesicht, weit ausladende Badenmüden, in ausgedehnten Höhlen late Glanzlagen, die einmal voll Schmutz waren. Er hebt den Kopf gegen das Heiß über der Erde und blinzelt das Rumperumbum der Kanonen an. So sieht er lang. Seine Schultern werden noch hängender. Er spricht. Aber ich verheiß nur: „Kamerad“. Er sieht mich an schmerzgerissen. Er kuckert sein Gehirn, das es seinem Willen zur Verständigung gefügige Masse sei. Augen überblickern seine Stirn, seine Finger sitzen wie Eisen auf Ähren. Er sagt: „Was ist Kamerad!“ Dann unglückliche Sehnäht in der Stimm, spricht er und spricht. „Ich sei die stauende Schiene seiner Gedanken zur Seite geschoben. Nicht zu mir spricht er mehr. In die Unendlichkeiten der weißglühenden Himmelshügel fallen seine Worte und verlingen in einen Seufzer, dieser feinsten Sprache der Seelen. Seine Augen sehen sehr weit.“

Sagte er, daß es weit, daß so weit bis ins heilige Ausland ist, durch das heiße Frankreich, über den Rhein, durch Deutschland über endlose Ebenen, wo man fremde Sprachen spricht und fremde Sitten hat, über die Karpaten, die hohen schneebedeckten Kaspischen in die Steppen des Dnepr, in die Steppen mit ihren blauen Sternennächten, voll stier Gesichtern, voll schneidender Lieder, voll Frauenlachen und voll Bierdegewieder und voll Tuffis brauner Erde?

Sagte er, daß Gott jetzt unendlich weit ist da droben in der weißglühenden Himmelshügel und noch weiter dahinter in dem feinen Auzblau? Sagte er, daß die Menschen einam, le Ansam sind in dem Rumperumbum der Kanonen?

Und der Seufzer. . . O der Seufzer übersprang die Wauern der Stirnen, die zwischen unsern Gehirnen und höchsten feinsten Gedanken errichtet sind, daß unsere Seelen sich die Hände reichten! Ueber den schwarzen gerissenen Schlacken der Krankenanstalt lag ein sehr weiches und sehr heißes Leuchten.

Otto Schreiner.

Notizen.

— Im Leising-Museum nehmen die Donnerstags-Veranstaltungen am 29. August mit einer Goethe-Geburtstagsfeier wieder ihren Anfang. Dr. Georg Rosenfeld spricht über „Egmont“.

— Vorträge. Urania: Sonntag, Dienstag, Donnerstag, Sonnabend: „Die Fährten des Hilskreuzes Volk“; Montag, Mittwoch, Freitag: „Tier und Mensch in der Wildnis“. — In der Treptow-Sternwarte: Dienstag 7 Uhr: „Rechenbarkeit der Welten“; Mittwoch 8 Uhr: „Ariensarmee in alter Zeit“ (Vortrag von Dr. Brieger).

— Künstliche Gewitterbildung. Eine Anregung, durch ein Experiment die Demonstration der Gewitterbildung zu versuchen, bringt A. Friedrich im „Brombecher“. Die Entstehung der Gewitter hat bisher noch keine erschöpfende Erklärung gefunden, doch steht wohl fest, daß Temperaturunterschiede in der Luft einen wesentlichen Anteil daran haben. Der häufig auf Gewitter folgende Wettersturz, Windwechsel, Hagel und Graupeln lassen darauf schließen, daß eine Unterföhlung der oberen Luftschichten vorhanden sein mußte. Um nun den Vorgang der Gewitterbildung im kleinen vorzuführen braucht man einen ausreichend feuchtwarmer und einen kalten, trocknen Luftstrom, die mittels Druck durch breite Düsen übereinander in entgegengesetzter Richtung vorbeigeführt werden müssen. Der feuchtwarmer Luftstrom könnte einem Dampfkegel entnommen, der kalte durch Unterföhlung mittels einer Kältemischung gewonnen werden. Die etwa entlebende Elektrizität wäre durch geeignete Konduktoren aufzufangen. Es wäre jedenfalls wünschenswert, diesen Versuch einmal auszuführen; selbst bei einem negativen Erlöse wäre er interessant.

— Das größte Elektrizitätswerk der Erde. Dem bayerischen Landtage ging eine Vorlage über die Errichtung eines Elektrizitätswerkes am Walchensee zu, an dem sich der Staat beteiligen will. Das Stammkapital des „Babernwerkes“ soll zunächst 10 Millionen Mark betragen. Das Babernwerk wird bei Inbetriebsetzung mindestens 50 Millionen Kilowatt Leistung bei jährlich 120 Millionen Kilowattstunden zur Verfügung stellen und das ganze reichsdeutsche Bayern mit Elektrizität versorgen.